

Sira Thierij
aus Deutschland



Madagaskar: Ein Land, das leise stirbt?

**Stipendien-Aufenthalt in Madagaskar
vom 1. Juli bis 9. August 2019**

Inhalt

1. Zur Person
2. Anfängliche Hürden
3. Warum Madagaskar?
4. Ankunft in Antananarivo
5. Tanas Straßenkinder
6. Mobile Hilfe Madagaskar
7. Bildung für alle?
8. Madagaskar: Ein Überblick
9. Mein Reiseplan
10. Sklaverei statt Schule
11. Kinder hinter Gittern
12. Prostitution als einziger Ausweg
13. Unendliche Fahrten
14. Morondava: Eine Stadt vor dem Untergang
15. Madagaskar: Ein Land das leise stirbt

1. Zur Person

Dass ich als Journalistin aus dem Ausland berichten möchte, war mir eigentlich schon immer klar. Spätestens aber seit der Schulzeit, die ich mit Menschen aus aller Welt zusammen verbringen durfte. Für meinen Bachelor in European Studies ging ich in die Niederlande und sammelte Auslandserfahrung in Südafrika. Meinen Doppelmaster in Journalism and International Security machte ich an der Sciences Po Paris. Dort habe ich nicht nur mein Interesse für die Themen Entwicklungszusammenarbeit, Menschenrechte und Konflikte entdeckt, sondern vor allem gemerkt: eine Festanstellung in einer Redaktion? Kommt erstmal nicht in Frage.

Parallel zum Studium absolvierte ich eine mehrjährige und multimediale Journalistenausbildung. Ich arbeitete für den NDR, berichtete für die Deutsche Welle aus den USA, stand für ein Europamagazin bei ARTE vor der Kamera, beleuchtete den Zypernkonflikt für den Deutschlandfunk und die Auswirkungen des Syrien-Kriegs für die Journalistenorganisation Syria Direct in Jordanien. Auch aus Israel, Palästina, Nordzypern und Südafrika konnte ich dank verschiedener Stipendien und Recherchereisen schon berichten.

Ganz nah dran sein, an Orte gehen, die viele Menschen übersehen, Missstände aufzeigen – das ist mein Ziel und meine Leidenschaft. Immer dabei: meine Kamera, die treueste Reisebegleitung. Mit ihr gelingt es mir am besten, Geschichten, Emotionen und Informationen zu vermitteln. Deshalb arbeite ich vor allem als TV-Journalistin und drehe alle meine Beiträge selbst, auch in Madagaskar.

2. Anfängliche Hürden

Der Beginn meiner Recherchereise war ziemlich enttäuschend. Ursprünglich sollte mich das Stipendium ganz woanders hinführen – auf eine kleine Insel im Karibischen Meer, nach Haiti. Monatelang hatte ich mich damit beschäftigt, über soziale

Netzwerke mit vielen Menschen vor Ort Kontakt aufgenommen und mich von lokalen Journalisten über die momentane Situation beraten lassen. Was viele nicht wissen: In Haiti gibt es seit über einem Jahr massive Proteste gegen die Regierung. Es ist das ärmste Land der westlichen Hemisphäre, regelmäßig Opfer verheerender Stürme, Überschwemmungen und Erdbeben. Für den Wiederaufbau – z.B. nach dem Erdbeben 2010, bei dem etwa 300.000 Menschen ihr Leben verloren haben – hat das Land riesige Summen Unterstützung erhalten und Geld von Venezuela geliehen. Rund 27,5% des BIP kommen aus dem Ausland. Das Problem: Die Menschen bekommen nichts davon ab. Es gibt wenige und schlecht ausgestattete Krankenhäuser, meist kein fließendes Wasser oder Strom, nur etwa zwei Prozent der Kinder besuchen eine weiterführende Schule und vor allem in der Hauptstadt Port-au-Prince ersticken die Menschen fast im Müll.

Nun gehen sie auf die Straße – organisiert über Twitter und andere soziale Medien – verlangen ein Ende der Korruption, eine neue Regierung und vor allem Perspektiven für die vielen Kinder, die jedes Jahr geboren werden. Brennende Straßenblockaden, mehrtägige Lockdowns, Schießereien auf offener Straße – all dies ist im letzten Jahr zur Realität geworden. Nicht nur in der Hauptstadt, sondern im gesamten Land. Davon haben Sie gar nichts mitbekommen, denken Sie jetzt? Das überrascht mich nicht. Vor allem in der deutschen Berichterstattung kommt Haiti nur selten vor, Interesse gibt es nur dann, wenn wieder einmal die Erde wackelt. Das hat mich gereizt – ich wollte mehr über das Land erfahren und Geschichten erzählen, die abseits der großen Katastrophen stattfinden. Fast zehn Jahre ist das verheerende Erdbeben nun her. Wie hat sich das Land seitdem entwickelt? Ich bin mir sicher, dass ich dies irgendwann herausfinden werde. Doch dieses Mal war es nicht möglich – oder ich habe mich schlichtweg nicht getraut. Viele Hilfsorganisationen haben das Land zwischenzeitlich verlassen, Missionare aus den USA haben ihre Reisen komplett gestoppt. Über Monate habe ich die Entwicklungen verfolgt, bin mehreren Expat-Gruppen bei Facebook beigetreten, habe lange Telefonate mit Journalisten geführt, die bereits seit über 20 Jahren in Haiti leben. Alle haben mir gesagt: Komm nicht, es ist zu gefährlich.

Zwar hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon häufiger aus schwierigen Ländern berichtet: aus Israel, Palästina, Jordanien oder Südafrika. Haiti, das war eine

Nummer zu groß für mich, zumindest zum damaligen Zeitpunkt. Also wohin dann? Madagaskar. Ich habe meine Entscheidung nicht eine Sekunde bereut.

3. Warum Madagaskar?

Auf dem ersten Blick sind sich beide Länder gar nicht mal so ähnlich – wenn man jedoch genauer hinschaut, gibt es viele Gemeinsamkeiten. Auch Madagaskar war eine französische Kolonie, die Insel wird regelmäßig von starken Zyklonen heimgesucht, Korruption und Armut sind weit verbreitet. Vor allem aber scheint sich auch hier so gut wie niemand für das Land zu interessieren. Es gibt einige französische Journalisten, natürlich. Aus Deutschland lebt bloß ein Printjournalist auf der Insel, so wurde es mir zumindest erzählt. Doch obwohl Madagaskar das einzige Land ohne Krieg ist, in dem die Bewohner heute ärmer sind als noch vor 60 Jahren und wo neun von zehn Menschen weniger als zwei Dollar pro Tag zur Verfügung haben, geht es in den wenigen Medienberichten meist nur um einen Themenkomplex: die wunderschöne Natur, Artenvielfalt und süße Äffchen. Für die meisten ist das Land wohl vor allem wegen des Disney-Films “Madagaskar” ein Begriff. „Du bist Journalistin und kommst zu uns?“, fragt mich die Leiterin einer großen NGO im Vorfeld meiner Reise am Telefon. „Wenn wir in andere Länder reisen, lachen die Grenzbeamten. Sie sind überrascht, dass es Madagaskar wirklich gibt.“

Während Haiti aufgrund der vielen Hilfsorganisationen in den Medien und der Wissenschaft häufig als “NGO-Republik” bezeichnet wird, scheint Madagaskar weitgehend vergessen zu werden. Woran liegt das? Zum einen ist die Insel weit genug vom afrikanischen Festland entfernt, dass sich weder afrikanische noch europäische Staaten Sorgen vor Flüchtlingsströmen zu machen scheinen. Es gibt keinen Terrorismus, keine geopolitischen Interessen und Krankheiten können sich nur mühsam verbreiten. Außerdem gibt es erstaunlich wenige Touristen. Genau das hat mich gereizt. Ich wollte mehr über dieses große, unbekannte Land herausfinden und verstehen, warum sich die Lebenssituation in fast allen Ländern weltweit seit Jahrzehnten verbessert, nur dort nicht.

4. Ankunft in Antananarivo

Schon die Reise nach Madagaskar ist mühsam – zumindest, wenn man weniger als 2.000 Euro für den Flug ausgeben möchte. Von Paris fliege ich mit Kenya Airways nach Nairobi, verbringe 16 Stunden am Flughafen (alle Geldautomaten haben an diesem Abend gestreikt, ich konnte das Gebäude also nicht verlassen) und fliege weiter nach Antananarivo oder Tana, die Abkürzung für Tananarive, so heißt die Hauptstadt auf Französisch. Dass mir mein Studium in Frankreich noch so helfen würde, ohne ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Im Flugzeug gehen mir tausende Gedanken durch den Kopf und ich bin nicht ganz sicher, ob die Vorfreude überwiegt oder die Angst davor, vielleicht nicht so richtig zurecht zu kommen. Ich bin schon viel gereist und habe auch während der Schulzeit die meiste Zeit im Ausland gelebt, in Südafrika, Jordanien und den USA gearbeitet. Doch trotzdem, Madagaskar ist anders. Im ganzen Land gibt es nur zwei Hostels, die wenigen Touristen beschränken sich meist auf die Insel Nosy Be im Norden mit Direktflug aus Europa. Aktuelle Reiseführer gibt es kaum, genauso wie Erfahrungsberichte von Alleinreisenden im Internet. Auch von meiner Familie und einigen Freunden bin ich auf Verwunderung und vor allem Besorgnis gestoßen: “Wie, Madagaskar? Ganz alleine? Du als blondes Mädel...” Solche Kommentare höre ich immer, egal wohin ich reise. Normalerweise macht mir das nichts aus. Aber dieses Mal habe ich mich verunsichern lassen. Vielleicht auch deshalb, weil meine Pläne groß waren. Ich hatte mir Themen ausgesucht, die kompliziert werden würden und ich wusste, dass ich Dinge sehen und Geschichten hören würde, die nicht einfach zu verdauen sind. Gleichzeitig ging für mich ein lang ersehnter Traum in Erfüllung: alleine und ohne Zeitdruck recherchieren, an Themen arbeiten, die ich selbst bestimmen konnte, Luft einer Auslandsreporterin schnuppern. Also, Augen zu und durch. Nach 30 Stunden Reise war ich eh zu müde, um mir wegen irgendwas Sorgen zu machen.

Im internationalen Terminal gibt es nur ein Gate, kein WLAN (natürlich nicht) und nur einen Bankautomaten, der nicht funktionierte. Weitere erste Eindrücke: es ist bitterkalt, die Sonne geht schon um 17 Uhr unter und kein Mensch spricht auch nur ein einziges Wort Englisch. Zum Glück wartet Tanja schon auf mich. Sie ist

Hebamme und lebt seit 15 Jahren in Madagaskar. Seitdem setzt sie sich für Frauen und Kinder ein; erst vor wenigen Monaten hat sie eine große Klinik gebaut.

Ich bin hier, um mehr über genau diesen Teil der Gesellschaft zu lernen. Welche Rolle nehmen Frauen in Madagaskar ein? Wieso sterben noch immer so viele Säuglinge wie vor 30 Jahren? Warum scheint es niemanden zu interessieren, dass selbst die Jüngsten unter prekären Umständen arbeiten müssen, statt zur Schule zu gehen? Was macht es mit einem Land, wenn mehr als die Hälfte der Kinder chronisch unterernährt ist? Einen genauen Reiseplan habe ich nicht. Ich möchte mich voll und ganz auf das Land und die Menschen einlassen und möglichst unvoreingenommen sein, um die wirklich wichtigen Themen nicht vor lauter Planerei zu übersehen.

An meinem ersten Abend erlebe ich mehr, als ich in so kurzer Zeit verdauen kann. Tanja, die Hebamme aus Deutschland, nimmt mich mit in die "Innenstadt" von Antananarivo. Drei Mal pro Woche kommt sie hierher, um nachts obdachlose Frauen und Kinder in ihrer mobilen Klinik zu versorgen. Ich sitze hinten im Auto, vorne unterhält sich Tanja auf drei Sprachen und mit Händen und Füßen mit ihrem Kollegen, der uns fährt. So funktioniert das hier oft – jeder spricht ein bisschen was von jeder Sprache aber nichts so richtig perfekt. Ich habe viel Zeit, mir das hektische Leben auf der Straße anzuschauen, denn wir stehen im Stau – so wird es fortan bei jeder Fahrt sein. Es gibt im gesamten Land nicht eine Ampel, Verkehrsregeln scheinen bei Schrittgeschwindigkeit überflüssig. Auf dem ersten Blick sieht es erstmal so aus wie in wahrscheinlich vielen Großstädten im südöstlichen Afrika. Viele kleine Stände, an denen die Händler Fleisch und Gemüse verkaufen, aber auch alles andere, was man irgendwann einmal brauchen könnte: Schrauben, Reißverschlüsse, Töpfe. Ein bisschen, wie auf einem riesigen, unordentlichen Flohmarkt. Es ist laut, riecht nach Großstadt und Abgasen. Rechts von uns wird ein Mann von einem Mob zu Tode geprügelt. "Er hat wahrscheinlich was geklaut", sagt Tanja fast so, es kämen solche Szenen hier regelmäßig vor.

Auf dem Weg ins Zentrum halten wir an der Uniklinik. Hier liegen zwei Patienten, um die sich Tanja seit einigen Tagen kümmert. Ein Mann, der einen schweren Autounfall im Süden Madagaskars hatte und nur knapp überlebte und einen kleinen Jungen,

dem ein LKW den gesamten Fuß zerstört hat. Vorm Eingang sitzen viele Leute auf dem Boden. Wahrscheinlich übernachteten sie hier, weil sie verletzte Verwandte haben. Bei einem Massenandrang vor dem großen Stadion sind kurz zuvor mindestens 15 Menschen ums Leben gekommen, etwa 80 wurden verletzt ins Krankenhaus gebracht. Sowas komme hier immer wieder vor, höre ich in den nächsten Wochen. Großveranstaltungen seien meist sehr schlecht organisiert.

Auf den Gängen ist es ungewöhnlich ruhig, von oben leuchtet schummriges Licht, das beim Vorbeigehen flackert. Er riecht so muffig, dass ich versuche, nur flach zu atmen. Zuerst besuchen wir den Mann. Er liegt in einem Privatzimmer am Ende des graugrünen Gangs. Auch hier flackert das Licht, es ist eiskalt und dreckig. Die Matratzen und Decken sehen aus, als wären sie nie gewaschen worden (wahrscheinlich ist es auch tatsächlich so), von den Wänden bröckelt die Farbe. In der Mitte des Zimmers liegt ein Mann, um die 50 Jahre alt. Eine Halskrause stabilisiert seinen Nacken, seit dem Unfall kann er nicht einmal seine Zehen oder Finger bewegen. Um ihn herum stehen sechs Familienmitglieder, die ihn bewachen. "Die Ärzte hier wollen unbedingt, dass er sich bewegt. Wir wissen aber noch gar nicht, wie schlimm genau seine Verletzung ist", erklärt Tanja. Sie versucht seit Tagen, einen Einblick in die Bilder des MRTs zu bekommen, aber das Krankenhaus gibt nicht nach. Sie hat viele befreundete Ärzte in Deutschland, denen sie die Aufnahmen zeigen will. "Wenn er sich jetzt bewegt, ohne dass wir wissen, was eigentlich los ist, könnte es passieren, dass er sich nie wieder bewegen kann." So bleibt die Familie also dort, bewacht das Bett, damit die Ärzte nicht kommen, um ihn zu bewegen.

Eine Etage weiter unten, auf der Kinderstation, liegt der Junge in einem großen Zimmer mit anderen Kindern. Hier riecht es so sehr nach Verwesung, dass mir fast schlecht wird. Der linke Fuß wurde von einem LKW überfahren und musste amputiert werden. Nach dem Unfall wurde er zu Tanja ins Krankenhaus gebracht – gut möglich, dass er sonst nicht mehr leben würde. Auch für diesen Fall hat sie Ärzte in Deutschland kontaktiert, schließlich ist sie Hebamme und kann in ihrem Krankenhaus keine Operationen durchführen. Deshalb hat sie den Jungen vor einigen Wochen ins Uniklinikum begleitet. Die deutschen Ärzte waren sich einig: das Bein muss ab, mindestens bis zum Knie. Im Krankenhaus aber wurde nur der Fuß

entfernt. Da sich jedoch die Bakterien weiter hoch fressen könnten, wollen die Ärzte nun doch weiter amputieren. Viel zu spät, meint Tanja. Der Junge könnte deshalb sterben. „Man überlebt nicht, weil man ins Krankenhaus geht, sondern obwohl man hierher kommt“, sagt sie. Was sie damit meint, werde ich in den nächsten Tagen und Wochen erfahren.

Neben dem Jungen sitzt seine ältere Schwester. „Dieser Unfall hat zwei Familien ruiniert“, erzählt Tanja. Die des LKW-Fahrers, der für sämtliche Kosten aufkommen muss und die des kleinen Jungen. Denn die Familie muss sich um alles kümmern: Essen, Medikamente, Utensilien für OPs (vom Handschuh bis zum Tupfer müssen die Patienten alles selbst besorgen, nichts ist vorrätig). Klingt erstmal relativ einfach. In Madagaskar findet man aber meist nicht einmal die absoluten Basics in der Apotheke.

5. Tanas Straßenkinder

Wir fahren weiter ins Zentrum, wo das Hebammenmobil – so nennt Tanja ihren umgebauten Van – schon auf uns wartet. Früher hat sie alles alleine gemacht, heute ist sie an so vielen Orten gleichzeitig aktiv, dass sie insgesamt 22 Ärzte, Hebammen und Krankenschwestern beschäftigt. An drei Abenden pro Woche fährt die Klinik in die Stadt, abwechselnd an drei verschiedene Standorte. In Antananarivo leben Schätzungen zufolge etwa 20.000 Kinder auf der Straße. Viele von ihnen haben keine Eltern mehr und kämpfen jeden Tag ums Überleben. Die Mädchen und Jungen, die wir heute Abend treffen, schlafen ganz in der Nähe des Vans an einem Fluss, zusammengekauert zwischen Ratten, Straßenhunden und stinkendem Abfall. Tagsüber durchsuchen sie Müllberge, singen vor Hotels und betteln. Ihre Haare sind verfilzt, sie tragen zerrissene T-Shirts. Die Stadt ist dunkel, obwohl hier fast zwei Millionen Menschen leben. Und es ist kalt, nachts erreicht das Thermometer kaum zehn Grad. Vor der mobilen Klinik warten etwa zehn Frauen. Einige bekommen bald ihr Kind, andere haben ihre Neugeborenen auf dem Arm. Tanja untersucht eines der Babys. Es hat Husten und ist oft erkältet. „Kein Wunder“, sagt sie. „Die meisten Babys hier sind komplett nass. Windeln gibt es nicht.“

Neben dem Van spielen die älteren Straßenkinder im “Kids Club” – ein Mitarbeiter von Tanja singt, tanzt und betet mit ihnen im Schein der vorbeifahrenden Autos. Wenn auch nur kurz und provisorisch – hier bekommen die Kinder eine Auszeit, dürfen Kind sein. Ein richtiges Zentrum für all die Kinder, wo sie lernen und spielen können, das ist eines von Tanjas nächsten großen Zielen.

Wie schlecht die medizinische Versorgung in Madagaskar tatsächlich ist, erlebe ich noch am Abend meiner Anreise ziemlich deutlich. Natürlich hatte ich vorher schon einige Artikel in Fachzeitschriften darüber gelesen. Gerade erst sind über 1.000 Menschen an Masern gestorben, immer wieder bricht die Pest aus – eine Krankheit aus dem Mittelalter, die weltweit eigentlich fast vollständig ausgestorben ist. “Hier sterben Menschen an Dingen, daran darf man nicht sterben”, sagt Tanja. An Blinddarmentzündungen zum Beispiel oder eben bei der Geburt. Denn nur wenige Frauen entbinden in einer Klinik. Die Wege sind weit und vor allem auf dem Land gibt es meist überhaupt keine medizinische Versorgung. Außerdem sind die Krankenhäuser schlecht ausgestattet, oft fehle es auch an Personal, so Tanja. Die medizinische Versorgung sei somit schlechter, als in ähnlich armen Ländern, davon berichten ihr immer wieder Ärzte, die an vielen Orten der Welt aktiv sind. Wir spielen noch ein wenig mit den Kindern und machen uns bald auf den Rückweg nach Ambovo, ein kleines Dorf in dem Tanja lebt, rund 45 Minuten entfernt.

6. Mobile Hilfe Madagaskar

Das Krankenhaus liegt im Herzen von Ambovo. Erst dieses Jahr eröffnet, werden täglich etwa 100 Patienten behandelt – unentgeltlich. Zumindest für alle Menschen, die in den 14 umliegenden Dörfern leben. Den Bau konnte Tanja nicht alleine stemmen, dafür hätten die Spendengelder nicht gereicht. Erst fragte sie nur einige Männer aus Ambovo, ob sie helfen würden. Am Ende haben über 100 Frauen und Männer das Krankenhaus gemeinsam gebaut. Wesentlich schneller, als ursprünglich geplant. “Das hat mich total überwältigt. In Madagaskar arbeitet eigentlich niemand ehrenamtlich”, sagt Tanja. Natürlich nicht, denke ich mir, für viele geht es hier täglich ums Überleben. Es sei wichtig, dass die Gemeinschaft hinter ihr stehe, dass die

Dörfer sie und ihre Projekte unterstützten, so Tanja. Nur so könne Entwicklungszusammenarbeit richtig funktionieren.

Tanja lebt seit 2006 in Madagaskar. Ursprünglich kam sie mit der Schweizer Heli Mission nach dorthin. Sie hat die Not gesehen und blieb. Nach und nach wurden ihre Projekte ambitionierter und größer – mit der eigenen Klinik geht ein Traum in Erfüllung. Schon während ihrer Hebammenausbildung war klar, dass sie später nicht in Deutschland arbeiten wollte, sondern Frauen und Kindern in Entwicklungsländern helfen würde. In Madagaskar ist die gesundheitliche Versorgung noch schlechter, als in vergleichbar armen Ländern. Auf 100.000 Personen kommen hier 29 Ärzte; in Deutschland sind es 1.100. Frauen bekommen im Durchschnitt 4,45 Kinder, das durchschnittliche Alter liegt bei rund 18 Jahren. Doch vor allem eine Zahl zeigt, wie dringend medizinische Hilfe gebraucht wird: Von 1.000 Lebendgeburten sterben auch heute noch 58. Der durchschnittliche Wert aller Entwicklungsländer liegt bei 22; in den Industrienationen sind es drei. Seit Jahrzehnten hat sich die Situation nicht maßgeblich verbessert.

Viel Zeit zum Ausruhen bleibt nicht, denn am nächsten Morgen verlassen wir das Dorf schon um fünf Uhr. Es geht raus in den Busch. Zwei Mal pro Woche fahren Tanjas mobile Kliniken in abgelegene Dörfer, um dort Menschen zu behandeln, die sonst überhaupt keinen Zugang zu Ärzten hätten. Heute sind wir mit dem Zahnarztmobil unterwegs. Einige Regionen sind in Madagaskar nur aus der Luft zu erreichen. Die besuchen Tanja und ihre Kollegen mit einem Ultraleichtflugzeug. Schon vor Beginn meiner Reise habe ich mich sehr für die Arbeit des Vereins "Mobile Hilfe Madagaskar" interessiert. Durch mein Studium hatte ich bereits theoretisch über Themen der Entwicklungshilfe gelernt und mich mit verschiedenen Projekten auseinandergesetzt. Manchmal – wie auch in Haiti kritisiert – richten NGOs mehr Schaden an als Nutzen. Ein Kritikpunkt in Haiti lautet beispielsweise, dass Organisationen die Aufgaben des Staates übernehmen würden und so keinen Raum dafür lassen, dass eigene Strukturen entstehen können. Oftmals beschäftigen NGOs vor allem Mitarbeiter aus dem Ausland. Doch sobald das Projekt endet, ist die Situation meist ähnlich wie vorher – denn mit den Mitarbeitern gehen auch die Abläufe, das Wissen und Material. Auch im medizinischen Bereich habe ich schon mehrfach von Projekten gehört, in denen Ärzte abgelegene Regionen besuchen,

Menschen behandeln und sicher viele Leben retten. Doch sobald sie weiterziehen, sterben die Patienten wieder an eigentlich harmlosen Krankheiten. Tanja macht das anders. Mittlerweile beschäftigt sie rund 70 madagassische Mitarbeiter. Der Klinikalltag, bei dem täglich mehr als 100 Menschen versorgt werden, läuft manchmal auch ganz ohne sie. Sogar die mobilen Praxen fahren meist alleine in die Hauptstadt oder raus in die Dörfer, sodass sich Tanja ums Personal kümmern und Spendengelder sammeln kann. Der Verein lebt ausschließlich von Privatspenden. Monatlich braucht sie etwa 25.000 Euro, um ihre Kosten zu decken. Wenn sie kann, oder wenn es einen Notfall gibt, ist Tanja trotzdem zu jeder Zeit in der Klinik, sie wohnt direkt nebenan. Frei hat sie eigentlich nie.

Natürlich haben die Ärzte, Hebammen und Krankenschwestern, die für die Mobile Hilfe Madagaskar arbeiten, bereits eine abgeschlossene Ausbildung oder ein Studium absolviert. Doch bei Tanja lernen sie, die Abläufe zu verbessern, mit schwierigen Geburten umzugehen oder auch einfachste Hygienemaßnahmen, die in madagassischen Kliniken nicht befolgt werden. "Es gibt so viele Dinge, die ich vorher nicht bedacht habe", sagt Tanja. "Die Reinigungskräfte haben zum Beispiel die Toiletten mit den gleichen Lappen gewischt, wie die Kreißsäle. Das war für sie ganz normal." Dann habe sie ein Ampelsystem aufgestellt, bei dem grüne und rote Punkte kennzeichnen sollten, welche Lappen für was benutzt werden dürften. Funktioniert hat das nicht – von ihren Angestellten hatte niemand zuvor je eine Ampel gesehen und konnte den Farben keine Bedeutung zuordnen. Tanjas Ziel: Eine Ausbildungseinrichtung für Hebammen und das Personal umliegender Kliniken schulen. Schon heute funktioniert das in kleinerer Form so. Auf diese Weise hilft sie nachhaltig, auch wenn sie selbst manchmal nicht in der Klinik ist oder in Deutschland Spenden sammelt.

Die Fahrt nach Antanambao Avaratra dauert fast drei Stunden, für nur 100 Kilometer. Die Straßen sind voll, auch früh morgens, denn der Tag fängt meist schon lange vor dem Sonnenaufgang an. Kein Wunder, denke ich mir, bei den Temperaturen könnte ich auch nicht unter freiem Himmel oder in Zimmern ohne Fenster schlafen. Außerdem sind nur die wenigsten Straßen ausgebaut, sodass wir auch ohne Stau nur langsam vorankommen würden. Das heutige Ziel: eine Bildungseinrichtung, in der etwa 50 Kinder leben und weitere 100 Kinder nachmittags betreut werden. "Das

ist mir wichtig“, sagt Tanja. “Die Kinder hier bekommen eine gute Bildung, sie werden gefördert. Was nützt es uns, wenn wir kluge Kinder haben, die krank sind. Oder gesunde Kinder, die nicht zur Schule gehen.“ Deshalb arbeitet sie oft mit anderen Projekten zusammen. Nur so könne die nächste Generation dem Land helfen.

7. Bildung für alle?

Das Centre Alabri ist ein kleines Paradies inmitten von Problemen. Die Anlage ist sauber und gepflegt, ein Amphitheater bildet das Zentrum der Einrichtung. Kinder und Erzieher kochen täglich gemeinsam frisches Essen, mit viel Gemüse, Fisch und Fleisch. Normalerweise gibt es in Madagaskar trockenen Reis: morgens, mittags, abends. Wer Glück hat, bekommt noch einen Hauch von Soße dazu. Laut einer Studie von UNICEF aus dem Jahr 2018 ist Madagaskar das am fünft schlimmsten von Hunger betroffene Land weltweit. Fast die Hälfte aller Kinder unter fünf Jahren leiden aufgrund ihrer chronischen Unterernährung an Verkümmern, vor allem in ländlichen Gegenden. Im Hochland sind es sogar mehr als 60 Prozent. Etwa acht Prozent sind akut unterernährt – mit Auswirkungen auf die physische und intellektuelle Entwicklung einer ganzen Generation.

Durch chronische Unterernährung wird das Gehirn der Kinder langfristig geschädigt: Erinnerungsverlust, Lernschwierigkeiten oder ein geringerer IQ können die Folge sein. Schulleistungen verschlechtern sich teilweise so sehr, dass zwei bis drei Jahre an Lernerfolgen ausradiert werden, so UNICEF. Noch schlimmer: Nach zwei Jahren chronischer Unterernährung lässt sich die Hirnkapazität nicht wiederherstellen. Da sich die Nahrungsmittelunsicherheit in den letzten 25 Jahren kaum verbessert hat, leben schon heute viele Erwachsene mit erheblichen geistigen Einschränkungen. Insgesamt ist die Lebensmittelversorgung für rund 80 Prozent der Bevölkerung nicht gesichert und die Wahrscheinlichkeit, dass eine unterernährte Frau ein unterernährtes Kind zur Welt bringt, groß. Experten warnen deshalb, dass diese extreme Nahrungsmittelunsicherheit tragische soziale und wirtschaftliche Folgen haben wird. Doch trotzdem investiert die Regierung weniger als 0,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, um den Hunger der Bevölkerung zu stillen.

In Stefan Büschelbergers Heim geht es aber nur am Rande um nährstoffreiches Essen, sondern vor allem darum, den Kindern Zugang zu Bildung zu ermöglichen. Viele von denjenigen, die hier leben, müssten stundenlang laufen, um zur Schule zu gehen – oder stattdessen arbeiten, weil die Eltern sie nicht ernähren können. Außerdem gibt es eine Hausaufgabenbetreuung, einen Sportplatz und Theaterunterricht.

Der Bildungssektor in Madagaskar gleicht einer Katastrophe. Nur etwa ein Drittel der Schüler beendet die Grundschule; etwa 905.000 Kinder gehen überhaupt nicht zur Schule, vor allem Mädchen. Schulen sind oftmals viele Kilometer entfernt, Schulgebäude regelmäßig von Zyklonen zerstört oder sie sind schlecht ausgestattet. Fast die Hälfte der anfallenden Kosten müssen die Familien selbst tragen. Nur drei Prozent der madagassischen Lehrkräfte haben selbst eine professionelle Ausbildung. Stattdessen müssen viele Kinder schon im jungen Alter arbeiten: Sie schuften oft stundenlang auf Plantagen oder Müllkippen, verkaufen Holzkohle oder prostituieren sich. Auffällig ist, dass sich die Situation verschlechtert. Während 2005 noch 83 Prozent der Kinder zur Schule gegangen sind, waren es 2012 nur noch 69 Prozent.

Nach einigen Tagen bei Tanja und Stefan fahre ich zurück nach Antananarivo und tauche ein in das "richtige" Madagaskar.

8. Madagaskar: Ein Überblick

Im Jahr 1883 haben Madagaskar und Deutschland einen Freundschaftsvertrag geschlossen, in der Hoffnung, sich vor der drohenden französischen Kolonialisierung zu schützen. Ohne Erfolg: Auf der Kongo-Konferenz ist das madagassische Königreich Frankreich als Interessengebiet zugesprochen worden. Nur wenige Jahre später, 1896, hat sich Frankreich trotz gewalttätigem Widerstand als Kolonialmacht etabliert und – mit kurzer Unterbrechung durch die Briten während des Zweiten Weltkriegs – die Bevölkerung bis zur Unabhängigkeit im Jahre 1960 unterdrückt. Die Regierung bleibt bis heute instabil. Im Demokratieindex des Economist belegt Madagaskar Rang 96 von 167 Ländern und ist somit als „Hybridregime“ klassifiziert –

eine Mischung aus demokratischen und autoritären Elementen. Im Länderbericht der NGO Freedom House wird das politische System von Madagaskar als „teilweise frei“ bewertet. Der weltweit zweitgrößte Inselstaat ist eine zentralistische, präsidentielle Republik mit einem direkt gewählten Präsidenten und einem Zweikammersystem. Das Auswärtige Amt der Bundesregierung schreibt zwar, es gäbe keine systematischen Menschenrechtsverletzungen – einige Rechte sind dennoch aufgrund von bürokratischen Schwierigkeiten und Armut eingeschränkt: Etwa ein Viertel der Bevölkerung kann sein Wahlrecht beispielsweise nicht ausüben, da viele Menschen keinen Personalausweis besitzen. Auch die Meinungsfreiheit wird erheblich von der Regierung eingeschränkt. Amnesty International berichtet von Schikanen gegen Journalisten und über die Schließung mehrerer Radiosender der Opposition. Das BIP ist heute niedriger als vor 40 Jahren – eine kleine Elite arbeitet stets darauf hin, ihren mächtigen Status zu erhalten.

Seit Beginn des Jahres gibt es einen neuen Präsidenten, Andry Rajoelina. Es war der erste politische Regierungswechsel, den es je gab. Allein darüber ließe sich wahrscheinlich ein gesamter Bericht verfassen. Bereits zwischen 2009 und 2014 regierte Rajoelina das Land. Damals war er Bürgermeister von Antananarivo und kam nach monatelangen Protesten an die Macht, nachdem die Armee den damaligen Präsidenten stürzte. Internationale Hilfsgelder wurden wegen des Putschs unterbrochen, NGOs haben das Land verlassen. Noch immer sei es deshalb schwer, Spendengeber für Madagaskar zu überzeugen, heißt es aus UN-Kreisen. Die Amtszeit seines Vorgängers, Marc Ravalomanana war von schweren Korruptionsvorwürfen überschattet. Der neue Präsident versprach nun, diese einzudämmen und die schwere Armut im Land zu bekämpfen. Vor allem aber scheint er seine Ziele ziemlich gut zu kommunizieren: Im gesamten Land tragen die Menschen orangene T-Shirts mit seinem Gesicht (denn ein T-Shirt ist besser als kein T-Shirt), nachdem er selbst abgelegene Gegenden besucht hat, um für seine Ideen zu werben. Es scheint zu funktionieren: Selbst eine gestandene Politikjournalistin, die für ein Investigativteam von Transparency International arbeitet, sagte mir völlig ernst, in Madagaskar gäbe es plötzlich keine Korruption mehr. “Es passiert etwas, das merkt man. Aber die Leute sehen es als etwas total Besonderes an. Dabei macht er einfach nur das, was ein Präsident tun sollte. Aber wir hatten noch nie eine Regierung, die sich für unser Land eingesetzt hat”, erzählt mir ein madagassischer

Kommilitone in Paris. “Das Land ist so arm, die Leute lassen sich unfassbar einfach manipulieren”, sagt er. “Es ist ein Land, das leise stirbt.”

Um zu verstehen, was er damit meint und mir einen besseren Überblick zu verschaffen, habe ich mich zu Anfang mit vielen jungen Leuten getroffen, verschiedene NGOs und UNICEF besucht und mich von einem Bekannten durch die Stadt führen lassen. Antananarivo ist vieles: faszinierend, bunt, dreckig, laut, chaotisch, wunderschön und nachts ziemlich gefährlich. Auf der einen Seite stehen hohe Berge mit einem genialen Ausblick, auf der anderen liegt das stinkende Tal. Doch trotzdem habe ich mich hier sehr schnell wohl gefühlt. Die Menschen sind offen und freundlich – zu keiner Zeit hatte ich ein schlechtes Gefühl, alleine unterwegs zu sein. An einige Dinge musste ich mich trotzdem gewöhnen. Touristen wie mir – also europäisch mit heller Haut – wird grundsätzlich ein lautes “Vazaha” hinterhergerufen (damit keine Gefahr besteht, zu vergessen, dass man hier fremd ist). Anderen geht es ähnlich: Madagassen indischer Herkunft heißen Karanes, die vielen Chinesen heißen Chinoises. Auch ist das Leben tagsüber ein anderes als nachts. Sobald die Sonne untergeht, sollte man nicht mehr auf der Straße unterwegs sein, auch nicht in Gruppen. Und da es bereits um 17 Uhr dunkel wird, war das teils ziemlich gewöhnungsbedürftig. Vor allem in den kleineren Städten im Süden und Westen, in denen kaum Taxis fahren. Auch braucht man hier viel Zeit. Und Geduld. Für alles. Mit dem Auto dauert es in Antananarivo oftmals eine knappe Stunde, um von einem Termin zum nächsten zu kommen. Dabei liegen dazwischen nur wenige Kilometer. Geldautomaten funktionieren nur dann, wenn man viel Glück hat und gerade neues Geld geliefert wurde. Gleiches gilt fürs Handy-Guthaben und Inlandsflüge. Aber das gehört dazu, man gewöhnt sich dran.

9. Mein Reiseplan

Natürlich hatte ich schon vor meiner Reise eine ungefähre Vorstellung davon, was ich in Madagaskar recherchieren möchte. Ganz zu Anfang war es zum Beispiel die Auswirkung des Klimawandels auf Mensch und Natur. Aktuell, relevant und momentan wahrscheinlich leicht in den Medien zu platzieren. Doch bei all den Gesprächen habe ich schnell gemerkt, dass meine eigene Wahrnehmung recht

wenig mit dem zu tun hat, was die Menschen in Madagaskar wirklich beschäftigt. Natürlich, der Klimawandel spielt eine große Rolle. Vor allem im Süden, wo es seit Jahren nicht mehr regnet, Kinder verhungern und verdursten. Doch die meisten Madagassen können mit dem Klimawandel wenig anfangen. “Macht Sinn. Wenn man nicht weiß, wie man morgen seine Familie ernähren soll, ist der Klimawandel wahrscheinlich nicht das drängendste Problem”, sage ich zu meinem madagassischen Kommilitonen in Paris. “Nicht morgen”, korrigiert er mich, “heute.” Viele Menschen hätten noch nie ihre Heimat verlassen oder gar das Meer und die Artenvielfalt gesehen – ein Problem wie der Klimawandel, das sei einfach zu weit weg.

Stattdessen habe ich mich in den ersten zwei Wochen mit einem Thema beschäftigt, das in Madagaskar fast alltäglich ist. So selbstverständlich, dass lokale Medien kaum darüber berichten. Es geht um Kinderarbeit und moderne Sklaverei, an einem Ort, der gewöhnlicher wahrscheinlich nicht sein könnte: zuhause. Ein neuer Bericht von UNICEF zeigt, dass fast jedes zweite madagassische Kind zwischen fünf und 17 Jahren regelmäßig einer Arbeit nachgeht. 2007 waren es 28 Prozent. Viele davon arbeiten bei anderen Familien als Hausmädchen. Dass Kinder die Eltern unterstützen und arbeiten gehen, gehört fast schon zur gesellschaftlichen Erwartung. Um dem Thema gerecht zu werden, habe ich mich mit einem jungen Investigativjournalisten zusammengetan und gemeinsam recherchiert. Danach bin ich alleine weitergereist – zuerst in den Süden, um eine Familie zu finden, die selbst ihre Kinder in die Hauptstadt schickt, um dort als Haushaltshilfe Geld zu verdienen. Dort habe ich außerdem Minderjährige im Gefängnis getroffen und eine NGO begleitet, die jungen Prostituierten hilft, eine neue Perspektive zu finden. Zuletzt war ich an einem Ort im Südwesten der Insel, der vom Meer verschluckt wird.

10. Sklaverei statt Schule

Immer wieder gibt es in Madagaskar und den internationalen Medien Presseberichte über Frauen, die im Ausland versklavt werden: “Madagaskar: Staat hilft madagassischen Arbeitern, Kuwait zu verlassen” (France Info) oder “Rückführung aus Kuwait – 46 Frauen kehren traumatisiert zurück” (Madagascar Express).

Madagassische Hausangestellte werden missbraucht und ausgebeutet – mehr als 5.000 Kilometer von ihrem Heimatland entfernt. Der öffentliche Druck ist groß und der Staat reagiert. Doch was passiert mit den zwei Millionen Kindern, die in Antananarivo hinter fast jeder Haustür ausgebeutet, manchmal sogar sexuell missbraucht und geschlagen werden? Darüber spricht hier fast niemand.

Malala hat es selbst erlebt. Sie ist erst 16 Jahre alt, als sie ihre Familie verlässt und anfängt, als Hausmädchen zu arbeiten. "Ich musste jeden Tag um vier Uhr oder fünf Uhr morgens aufstehen", sagt sie. "Dann habe ich Feuer gemacht, Frühstück gekocht und das ganze Haus geputzt, sogar den Garten. Ich musste mich auch um die Kinder kümmern, die Wäsche machen und Geschirr spülen. Und manchmal musste ich bis zehn Uhr abends warten, bis ich mich endlich auf den Boden legen durfte." Eigentlich sollte sie bloß die Kinder zur Schule bringen und sie nachmittags wieder abholen – für 50.000 Ariary pro Monat, etwa 12 Euro. "Ich habe ständig nach meinem Gehalt gefragt. Aber sie sagten immer, dass sie kein Geld hätten und mich nicht bezahlen können. Nach fünf Monaten habe ich dann gesagt, dass ich gehen will."

"Bevor ich zurück nach Hause gegangen bin, habe ich sie gefragt, mir mein gesamtes Gehalt zu zahlen oder mir zu geben, was sie konnten. Sie sagten mir dann, ich solle ein paar Tage später wiederkommen. Aber anstatt mich wie vereinbart zu bezahlen, haben sie die Polizei gerufen, um mich festzunehmen, unter dem Vorwand, ich hätte eines ihrer Telefone gestohlen." Als Malala ihre Unschuld beteuerte, schlug sie der Polizist mit einem Gürtel, um sie zu einem Geständnis zu zwingen. "Obwohl ich nie etwas geklaut habe, gab ich es irgendwann zu, in der Hoffnung, dass die Folter aufhört", erinnert sich das zierliche Mädchen. Die nächsten drei Tage war Malala eingesperrt. In dieser Zeit bekam sie nichts zu essen. "Dann hat mich meine Mutter besucht. Sie hat sich mit dem Polizisten unterhalten und ihn darum gebeten, mich nochmal zu schlagen. Weil ich es verdient hatte", erzählt Malala unter Tränen. Noch heute sitzt sie ihre Haftstrafe ab. Der Richter hat sie in ein Heim nach Antananarivo geschickt, es ist das einzige im ganzen Land und besser als die überfüllten und gefährlichen Gefängnisse. "Meine Mutter war nicht einmal bei der Gerichtsverhandlung dabei. Sie hatte kein Geld für das Busticket. Niemand war

bei mir. Es waren nur der Richter und ich.“ Das Handy hat die Gastfamilie einige Monate später bei einem anderen Mädchen gefunden.

Angelique, 17, hat ähnliche Erfahrungen machen müssen. Sie war erst 11 Jahre alt, als sie ihre Schwester unter einem Vorwand von ihren Eltern zu sich nach Hause gelockt hat. Fünf Jahre lang musste sie als Bedienstete schuften: Haushalt, Wäsche, Küche, Kinder. “Der Mann meiner Schwester konnte mich nicht leiden. Obwohl ich mir bei allen Aufgaben immer viel Mühe gegeben habe”, erzählt Angelique. “Und immer, wenn deren eigene Kinder was angestellt haben, war ich diejenige, die Ärger bekommen hat. Sie haben mich geschlagen. Jeden einzelnen Tag, an dem ich dort gelebt habe. Manchmal mit Kabeln, an anderen Tagen mit einem Besen. Und wenn der Mann meiner Schwester betrunken war, hat er mir so lange ins Gesicht geschlagen, bis meine Nase geblutet hat.” Jeden Morgen musste Angelique um drei Uhr aufstehen, nie durfte sie vor 22 Uhr ins Bett. Geld hat sie für ihre Arbeit in den letzten fünf Jahren nie bekommen. “Ich habe jede Nacht geweint. Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Überall an meinem Körper waren Narben, es tat so unendlich weh.” Nur einmal pro Tag bekam sie etwas zu essen. “Wenn sie noch vergammelte Sachen übrig hatten, musste ich es essen.” Auch Angelique sitzt ihre Haftstrafe in dem Heim ab. Ihre Schwester hat sie beschuldigt, einen Computer gestohlen zu haben.

Fast fünf Millionen Kinder in Madagaskar müssen regelmäßig die Hausarbeit übernehmen. Etwa 39 Prozent – also 1.950.000 Kinder – machen dies als angestellte Hausmädchen. Das Phänomen ist allgegenwärtig und wird als solches nicht einmal erkannt. Auch UN-Personal oder Mitglieder der Regierung beschäftigen Minderjährige bei sich zuhause. In den meisten Fällen kommen die Kinder aus armen Familien, die in ländlichen Gebieten der Insel leben. Fast immer betrifft es Mädchen, in einigen Fällen aber auch Jungen, die sich um die Gartenarbeit kümmern oder Autos waschen.

44 Prozent der minderjährigen Hausmädchen und -jungen fangen ihren ersten Job zwischen zehn und zwölf Jahren an. Im Durchschnitt verdienen sie 25.000 Ariary (sechs Euro), weit weniger als der Mindestlohn von 133.000 Ariary. Doch das Geld dürfen die Kinder meist nicht behalten – es wird direkt an die Eltern gezahlt. Diese

Art von Beschäftigung, vor allem im Zusammenhang mit Kinderarbeit, gilt als Form des Menschenhandels und ist in Madagaskar verboten. Nach dem Gesetz zur Bekämpfung von Menschenhandel kann dies mit einer zwei- bis fünfjährigen Haftstrafe und einem Bußgeld zwischen 1.000.000 Ariary (241 Euro) und 10.000.000 Ariary (2.413 Euro) bestraft werden.

Meist ist es die Armut, die den Verkauf der eigenen Kinder rechtfertigt. Viele Eltern sind erleichtert, wenn ihre Kinder einen Job als Hausangestellte in den großen Städten finden, um die finanzielle Situation zuhause zu verbessern – denn schließlich gibt es dann eine Person weniger, die satt werden will. Meist sind es nur die Jungen, die zur Schule gehen dürfen. So hat auch Mirasoa entschieden. Sie ist Mutter von fünf Kindern und lebt in Tuléar, einer kleinen Stadt im Süden der Insel. “Ich habe meine Tochter freiwillig nach Antananarivo geschickt, damit sie dort arbeiten geht. Weder sie noch ich waren glücklich, als sie noch hier war. Es war unmöglich für uns, zusammen zu bleiben. Also gab ich ihr die Möglichkeit, uns zu unterstützen, genauso wie ich es auch für meine Mutter getan habe. Wir hatten einfach kein Geld um zu überleben... es war notwendig.” Gemeinsam mit ihrer Familie lebt sie in einer kleinen Wellblechhütte zwischen matschigem Boden und Tieren, ohne Strom oder Wasser. Auf dem Markt verkauft sie Holzkohle, doch das Geld reicht nicht aus. Die jüngsten Kinder tragen kaum Kleidung, der Bauch eines Jungen ist vom wenigen Essen aufgebläht. Mit dieser Armut rechtfertigen Eltern die Entscheidung, ihre Kinder zu einem Leben in Knechtschaft zu verdammen.

Zusätzlich zu externen Mitteln, um die schlimmsten Formen von Kinderarbeit zu bekämpfen, hat das Arbeitsministerium für das Jahr 2019 ein Budget von 153.880.000 Ariary, um die Grundrechte im Arbeitswesen zu fördern. Auch andere Ministerien sind dazu angewiesen, Kinderarbeit und Menschenhandel zu bekämpfen. Wie UNICEF zeigt, hat die Regierung im Jahr 2017 die Zahl der Inspektoren für Kinderarbeit von vier auf 15 aufgestockt, um die Gewalt und Ausbeutung von Kindern zu beurteilen. Seit 2016 hat die Nationale Polizei für Minderjährige (PMPM) außerdem ein Hauptquartier und 15 regionale Einheiten mit insgesamt 118 Beamten in ganz Madagaskar. Auch die Gendarmerie hat einen Dienst zum Schutz von Kindern und Moral eingerichtet. In einem Artikel der Tageszeitung “Midi Madagasikara” aus 2017 heißt es: “Um die Effektivität dieses Dienstes zu verbessern, wurden Aktivitäten zum Kapazitätsaufbau für die Elemente der

nationalen Gendarmerie durchgeführt. Seit 2013 haben 350 Angestellte aus verschiedenen Regionen der Insel ihr Wissen über Rechte, Gesetze und Verfahren von Kindern verbessert, die während des Ermittlungsverfahrens Opfer oder mutmaßliche Straftäter sind und aufgrund dieser Situation gerichtlichen Schutz benötigen.“

Obwohl Geld investiert, Schulungen durchgeführt und Kapazitäten gestärkt wurden, sind Angelique und Malala, sowie viele weitere Kinder in Madagaskar von der Polizei geschlagen und misshandelt und vom Jugendrichter zu einer Haftstrafe verurteilt worden – obwohl beide ihre Unschuld beteuerten. Dabei sollte es wie bei uns gängige Praxis sein, den Angeklagten die Schuld beweisen zu lassen, statt andersherum.

Dass Malala und Angelique keine Einzelfälle sind, die nach genau diesem Prinzip verurteilt wurden, bestätigt Hanta Randrianarimalala. Sie ist Direktorin von Akany Avoko Faravohitra, dem Heim, in dem die beiden Mädchen untergebracht sind. “Das ist eine echte Masche der Arbeitgeber. Sobald die Mädchen andeuten, sich so nicht mehr behandeln lassen zu wollen, beschuldigen sie sie zu Unrecht, etwas gestohlen zu haben. So werden sie dann für Dinge verurteilt, die sie nie getan haben.“ Wie bei Angelique und Malala stehen die Polizei und die Justiz auf Seite der Kläger. Zum einen, weil sie denken, dass “Hausangestellte elende Menschen sind. Kein Wunder also, dass sie etwas stehlen. Und zum anderen, weil Hausangestellte arm sind und man von ihnen sowieso nichts erwarten kann.“ Das größte Problem sei die Korruption, sagt Hanta. Vor allem bei der Polizei: “Wenn die Familien zur Polizei gehen und sich darüber beschweren, dass ihre Hausangestellte etwas geklaut hat, spielt es überhaupt keine Rolle, dass sie eine Minderjährige beschäftigen.“ Doch nicht nur dort: “Einmal hatten wir hier ein 9-jähriges Mädchen. Der Gynäkologe hat bestätigt, dass sie vergewaltigt wurde. Also sind wir mit ihr zur Polizei gegangen. Als wir dann am nächsten Tag wieder beim selben Arzt waren, um die Bestätigung zu bekommen, hat er alles abgestritten. Das Mädchen leidet heute unter schlimmen psychologischen Problemen.“

Insgesamt leben 54 minderjährige Mädchen in ihrem Heim, teilweise sogar mit ihren eigenen Babys. Eigentlich ist das Gebäude nicht groß genug für alle – doch wenn

Hanta nein sagt, müssen die Mädchen ins Gefängnis. Das Akany Avoko Faravohitra ist ihre einzige Alternative. Hier erlernen sie einen neuen Beruf, als Näherin oder Friseurin zum Beispiel. Sie lernen Sprachen, spielen Fußball und machen sogar Urlaub. Andere gehen wieder in die Schule oder studieren an der Universität. Doch viele 17-Jährige können nicht einmal lesen und schreiben, sie sind nie zur Schule gegangen.

Das jüngste Mädchen in Hantas Einrichtung war gerade mal acht Jahre alt, als der Richter sie zu ihr geschickt hat. Nicht alle haben vorher als Hausmädchen gearbeitet, aber viele. Nach langen Jahren auf dem Küchenboden schlafen fast alle hier das erste Mal wieder in einem richtigen Bett. Wie in einer Jugendherberge liegen sie dicht beieinander. Auf den Decken liegen Kuscheltiere und ordentlich gefaltete Schlafanzüge, an einer Wand kleben fast 100 Küsse neben selbstgemalten Bildern. Von unten aus dem Esszimmer strömt eine fröhliche Melodie nach oben, zusammen mit rund 20 Kinderstimmen. Sie singen, spielen Gitarre und arbeiten nebenbei an ihren Stücken, die sie nähen.

Das Akany Avoko Faravohitra hat Hanta 2015 eröffnet. Sie finanziert ihr Projekt ausschließlich aus privaten Spenden. Sie selbst ist im Heim groß geworden, wurde als Kind sexuell missbraucht und weiß genau, unter welchem Druck die Mädchen stehen. Hanta hat es geschafft: Sie konnte zur Schule gehen, hat danach soziale Arbeit studiert. Heute will sie den Mädchen zeigen, dass nichts unmöglich ist. Dass auch sie ein gutes Leben haben können.

Etwa jede dritte Hausangestellte, die zu Hanta kommt, hat in ihrer Gastfamilie sexuelle Übergriffe erlebt. Doch in Antananarivo gibt es nur einen einzigen Zufluchtsort für minderjährige Opfer von sexueller Gewalt, das Centre Vonjy. Telina Rakotonarivo arbeitet hier als Sozialarbeiterin und erzählt von einem 12-jährigen Mädchen, das zu ihr ins Krankenhaus kam. Auch sie hat als Angestellte bei einer Familie in der Hauptstadt gearbeitet. "Zusätzlich zur harten Arbeit musste sie alle sexuellen Bedürfnisse des Vaters erfüllen, der fast jeden Tag betrunken nach Hause kam. Und das alles vor seiner Frau, denn das Haus bestand nur aus einem einzigen Raum. Die war eifersüchtig und hat das Mädchen jeden Morgen, wenn der Ehemann zur Arbeit ging, mit Peitschen und anderen Dingen gefoltert." Nach einer Weile wurde

das Mädchen schwanger, was die Frau noch mehr verärgerte. Die Quälereien hörten erst auf, als eine Nachbarin dem Mädchen zur Flucht geholfen hat. Die Arbeitgeber wurden festgenommen. Letztes Jahr kamen über 700 Mädchen ins Centre Vonjy. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres waren es 402 – 49 davon als sie bereits schwanger waren. Die Dunkelziffer der missbrauchten Kinder liegt dennoch weit über diesem Wert. Doch nur die wenigsten Fälle werden tatsächlich von der Polizei verfolgt.

Nach der ärztlichen Untersuchung, werden die Sexualverbrechen an die Polizei für Moral und Jugendschutz (DPMPM) weitergeleitet. Diese Einheit kümmert sich um Fälle von sexuellem Missbrauch und Belästigung, Inzest, Zuhälterei, Vergewaltigung und Pädophilie. 108 Personen, die 2018 wegen solch eines Verbrechens angeklagt waren, kamen gegen Kautions wieder frei – 202 wurden verurteilt. Dabei gab es mehr als 700 Fälle, die vom Centre Vonjy an die Polizei weitergeleitet wurden.

Doch trotz neuer Maßnahmen, Schulungen und Unterstützung durch NGOs wird sich die Lage der Hausangestellten wohl nicht bald verbessern, denn dahinter steckt ein lukratives Geschäft. Zwar werden viele Mädchen von der Tante, dem Onkel oder anderen Bekannten in die Hauptstadt gelockt – mit Hoffnung auf Bildung und eine bessere Zukunft. Häufig sind es aber Vermittlungsagenturen, die den Familien eine neue Angestellte besorgen. Auch in Facebook-Gruppen werden Mädchen gehandelt wie Ware. Schwestern und Töchter werden angeboten – in den Kommentaren drücken Interessenten die Preise wie auf dem Wochenmarkt. Der durchschnittliche Lohn in diesen Gruppen liegt bei 50.000 Ariary pro Monat. Rechnet man dies mit der geschätzten Zahl der Hausmädchen zusammen (etwa 1.950.000), so kommt man auf ein jährliches Einkommen von 1.170.000.000.000 Ariary (989.970.000 Euro). Darüber hinaus verlangen private Vermittlungsagenturen eine Provision, die dem Monatsgehalt einer Angestellten entspricht. Wahrscheinlich auch deshalb vermehren sich diese Agenturen seit 2009. Pro Woche vermitteln sie durchschnittlich etwa 15 Hausmädchen. Eine solche Agentur zu betreiben, ist in Madagaskar nicht illegal. Am Telefon gaben mein Kollege und ich uns als Kunden aus und fragten den Manager einer Agentur, ob er uns ein minderjähriges Mädchen vermitteln könne. Zuerst sagte er nein. Doch einige Stunden später kontaktierte er uns per E-Mail und sagte, dass wir zwei minderjährige Mädchen haben könnten, Schwestern, aber nur das

Äquivalent für eine Person zahlen müssten. Auch in den Tagen darauf meldete sich der Leiter der Agentur und bestand darauf, diese Mädchen bei uns zu beschäftigen. Mit nur einem Telefonat konnten wir also zeigen, dass diese Agenturen tatsächlich Minderjährige beschäftigen – ein Verbrechen. Alleine dafür könnte das Arbeitsministerium der Agentur ihre Genehmigung entziehen. Tatsächlich kam es dazu aber noch nie. Ganz im Gegenteil: immer mehr Vermittlungsagenturen öffnen und werden offensichtlich nicht überwacht. Eine Priorität scheint die Bekämpfung der Kinderarbeit also nicht darzustellen.

Wenn es hingegen um die Vermittlung ins Ausland geht, vor allem in die Golfstaaten, greift die Regierung durch. Erst dieses Jahr wurde ein Mann aus Saudi-Arabien wegen Menschenhandels inhaftiert. Der madagassische Präsident hat es zur Priorität gemacht, madagassische Frauen zurück in die Heimat zu holen und das Phänomen öffentlich anzuprangern. Dass die Regierung nie wirklich mit Härte gegen Kinderarbeit und Menschenhandel vorgegangen ist, zeigt ein Bericht der US-Botschaft: "Die Regierung hat ihre Anstrengungen gegenüber dem vorangegangenen Berichtszeitraum nicht erhöht. Trotz der fortdauernden Berichte, die auf Komplizenschaft von Beamten während des Jahres hinweisen, wurde kein Beamter zur Verantwortung gezogen und es wurden keine Untersuchungen zu den Berichten durchgeführt, in denen Beamte erwähnt wurden, die die sexuelle Ausbeutung von Kindern erleichterten [...] Im zweiten Jahr in Folge hat die Regierung dem Nationalen Amt für die Bekämpfung des Menschenhandels keine Haushaltsmittel zugewiesen, was ihre Fähigkeit beeinträchtigte, Anstrengungen auf nationaler Ebene zu leiten, die Öffentlichkeit zu sensibilisieren und den Plan zu operationalisieren."

Was nehme ich also aus den ersten zwei Wochen meiner Recherche mit? Fast zwei Millionen madagassische Kinder werden von ihren Eltern verkauft. Sie leiden täglich unter grauenvollen Arbeitsbedingungen, werden misshandelt, vergewaltigt, geschlagen. Weder die Polizei noch die Justiz ist auf ihrer Seite und die Regierung verschließt ihre Augen. Doch fast noch schlimmer finde ich, wie normal dieses Thema in der Gesellschaft angesehen wird. Jeder weiß Bescheid, doch kaum jemand setzt sich für die Mädchen ein. Und fast jede mittelständische Familie beschäftigt selbst eine Haushaltshilfe bei sich zuhause und kann wahrscheinlich sehr gut damit leben – denn wert sind die Mädchen hier nichts.

11. Kinder hinter Gittern

Als nächstes führt mich meine Reise in den Süden des Landes, nach Tuléar. Schon der Flug war ein kleines Abenteuer: Mit einer alten Propellermaschine von Air Madagascar ging es quer durchs Land. Wer noch nie die Ehre hatte, damit zu fliegen: Es ist extrem laut, es wackelt komisch, da die Passagiere unter den Flügeln sitzen und eigentlich hat fast jeder Flug mehrere Stunden Verspätung, weil es ständig Probleme mit den Flugzeugen gibt. Aber im Reparieren und Improvisieren sind die Madagassen Profis, das wusste ich mittlerweile. Zur Beruhigung der wenigen, und wahrscheinlich nicht sonderlich erprobten Touristen, dröhnte während des Starts und der Landung "Hakuna Matata" durch die klapprigen Lautsprecher – "alles in bester Ordnung" also. Na dann.

Tuléar hat mich vom ersten Moment an beeindruckt. Nicht, weil die Stadt direkt am Meer liegt, sie viel kleiner ist als Antananarivo und hier jeden Tag die Sonne scheint. Sondern vor allem wegen der vielen Fahrräder. Ich bin halbe Niederländerin; mit Fahrrad-Städten kenne ich mich also bestens aus. Doch so etwas habe ich in Madagaskar einfach nicht erwartet. Durch die Stadt führt eine lange, breite Straße auf der fast kein Auto fährt. Die Luft ist sauber, es ist ruhig und überall schaukeln bunte Pousse-Pousse von links nach rechts.

In Tuléar möchte ich mir anschauen, was mit Kindern passiert, wenn es kein Heim wie das Akany Avoko Faravohitra von Hanta gibt. Denn normalerweise wären auch diese Mädchen meist unschuldig im Gefängnis gelandet. Ich bin mit José Luis Guirao verabredet, er leitet die NGO Bel Avenir – schöne Zukunft. Jeder hier kennt den Spanier, der schon vor 30 Jahren nach Madagaskar ausgewandert ist. Seine Organisation kümmert sich um so ziemlich alles, was Kindern in diesem Ort fehlt: Bildung, Essen, Auswege aus der Prostitution, ein Dach über dem Kopf, kulturelle Aktivitäten am Abend. Wie so oft in diesem Land sind es auch in Tuléar die vielen NGOs, die sich um absolute Basics kümmern, die der Staat nicht im Blick zu haben scheint.

Bel Avenir arbeitet auch dort, wo andere die Hoffnung vielleicht schon aufgegeben haben: im Gefängnis. Hier werden Kinder bestraft, weil sie arm sind. Im Maison Centrale, wo die Minderjährigen eingesperrt sind, treffe ich einige Jungs, der Jüngste ist erst zwölf Jahre alt. Sie freuen sich, dass ich vorbeikomme, denn ihre Situation ist mehr als ungewiss. Nur zwei der zehn Jungs hier wissen, wie lange sie im Gefängnis bleiben müssen – alle anderen haben nie einen Richter gesehen. Sie warten noch immer auf ihr Verfahren, darauf überhaupt für etwas verurteilt zu werden.

Als ich ankomme, sitzen die Kinder in ihrer Zelle auf einer Bank und spielen Karten. Das machen sie jeden Tag, denn von 17 Uhr bis zum nächsten Morgen um acht bleibt die Tür verriegelt. Nur abends ist es schwierig, erzählen sie. Es gibt keinen Strom und durch die kleinen Schlitze unterm Dach fällt ab dem frühen Abend kaum mehr Licht. Der Raum ist schlicht: Vier Wände, zu einem Hochbett zusammengenagelte Bretter, ein löchriges Mückennetz. Keine Toilette, kein Fenster, keine Matratzen, keine Decken, kein Wasser, keine warme Kleidung, keine Schuhe. Im Winter schafft das Thermometer nachts manchmal nur vier Grad. Der einzige Luxus: ein alter Fußball-Kalender, der schief an der bröckelnden Wand hängt. "Ich bin seit einem Jahr und sechs Monaten hier", sagt Resofy. Wie lange noch, weiß der 16-Jährige nicht. Er soll ein Zebu gestohlen haben, ein Buckelrind, doch das bestreitet er. "Manchmal geht es einfach nur um Hass oder Neid zwischen verschiedenen Dörfern. Auch wenn man gar nichts gemacht hat, dich aber Leute nicht leiden können, werden sie nicht den Richtigen anschwärzen, sondern dich." Früher hat Resofy auf einem Reisfeld gearbeitet oder Cassava angepflanzt. "Ich will nach Hause", sagt der Junge im weiß-grün gestreiften T-Shirt. Seine Familie hat er schon lange nicht mehr gesehen, sie lebt zu weit weg, um ihn zu besuchen.

Auch für Emile ist es am schlimmsten, seine Familie nicht mehr zu sehen: "Ich denke jeden Tag an sie. Ich kann nicht schlafen, weil ich nur daran denken kann, wie schlecht es meiner Familie wohl gehen muss, weil ich hier bin. Daran denke ich die ganze Zeit, jede Sekunde. Meine Eltern brauchen mich doch. Man hat mir alles genommen. Ich sollte draußen spielen statt hier zu sein. Ich fühle mich so hilflos." Emile wartet seit über einem Jahr auf sein Gerichtsverfahren. Dem dünnen Jungen im roten Fußball-Trikot, das so ausgebleichen ist, dass die Mannschaft nicht mehr zu erkennen ist, wird vorgeworfen, jemanden ermordet zu haben. "Aber das stimmt

nicht“, sagt er ruhig. Wenn er spricht, blitzt eine kleine Zahnlücke hervor. “Jemand in meinem Dorf hat meinen Namen genannt. Aber ich habe mich direkt dagegen gewehrt.“ Auch er hat nie ein Gerichtsverfahren bekommen. “Wir sind hier eingesperrt. Draußen haben wir eine Familie, wir haben Eltern. Hier drin gibt es nichts. Wir haben nichts zu tun, hängen einfach nur rum. Es ist so, als würden wir einfach nur leben um zu leiden“, sagt er.

“Wir spielen Karten und Dominos. Dann gehen wir schlafen. Und morgens spielen wir wieder Karten und Dominos“, sagt ein anderer Junge, der seinen Namen nicht nennen will. “Unsere Zukunft ist vorbei. Vielleicht werden wir nie Kinder haben. Wir wachsen hier im Gefängnis auf, ohne zu wissen, ob wir jemals da draußen wieder ein Leben haben werden.“

Keiner der Jungen kann lesen oder schreiben. Im Gefängnis gibt es keine Schule oder andere Aktivitäten, um die Kinder auf das Leben draußen vorzubereiten. Viele von ihnen kommen deshalb immer wieder hierher, weil sie ein Huhn geklaut haben, um etwas zu essen, zum Beispiel. Auch im Gefängnis sind die Jungen abgemagert und klein. Jeden Tag um drei Uhr bekommen sie einen Teller Mais. Mehr nicht. Jeden Tag das gleiche. Sie sitzen auf dem staubigen Boden und warten. Darauf, dass vielleicht irgendwann ihr Verfahren beginnt oder der Präsident sie begnadigt.

“Das ist eigentlich ihre einzige Hoffnung“, sagt José. Ohne Geld kein Verfahren, ohne Verfahren hängen sie hier noch ewig rum. Jede Woche besucht ein Mitarbeiter seiner NGO die Jungs. Gemeinsam spielen sie Gitarre und Fußball. Auch in Madagaskar ist es illegal, Minderjährige einzusperren. Eigentlich sollte es sogenannte Foyers geben, also Heime, so wie das Akany Avoko Faravohitra in Antananarivo. Doch so etwas gibt es nur in der Hauptstadt.

Dort habe ich auch mit dem Justizministerium gesprochen. Didier Djibril Camara weiß, dass die Lage für die jungen Leute nicht gut ist. Deshalb sollen die Verfahren beschleunigt werden, doch dafür fehlen Mitarbeiter. Um weitere Heime zu bauen, fehle das Geld. Die Regierung arbeite mit Amnesty International und anderen Organisationen zusammen, um die Situation in den Gefängnissen zu verbessern. Denn auch für Erwachsene sind die Umstände alles andere als akzeptabel. In dem

Bericht "Punished for being poor. Pretrial detention in Madagascar" schreibt die Menschenrechtsorganisation: "In madagassischen Gefängnissen leben mehr Menschen, die nicht verurteilt wurden als solche, die für schuldig befunden wurden. Im Oktober 2017 waren 55 Prozent, also mehr als die Hälfte aller Inhaftierten in Untersuchungshaft. Ungerechtfertigte, exzessive und langwierige Untersuchungshaft verstößt gegen die Rechtsstaatlichkeit, trägt zur Überfüllung von Hafteinrichtungen bei, verschwendet öffentliche Ressourcen und gefährdet die Gesundheit und die Rechte von Inhaftierten, Familien und Gemeinden." Außerdem: "Die Inhaftierungsquote von Frauen und Kindern hat in den letzten zehn Jahren besorgniserregend zugenommen. [...] Die von Amnesty International befragten Richter und Richterinnen gaben zu, dass sie routinemäßig Untersuchungshaft für geringfügige und gewaltfreie Straftaten verhängen."

Wie auch in Tuléar kommen die meisten Gefangenen aus armen, ländlichen Gegenden, in denen sie keine Bildung bekommen und nicht über ihre Rechte informiert werden. Die Studie zeigt, dass gerade diese Menschen disproportional oft in der Untersuchungshaft landen, auch weil sie nicht in der Lage sind, einen Anwalt zu bezahlen. Da meist auch das Umfeld sie nicht unterstützen kann, leiden sie außerdem viel mehr an den katastrophalen Bedingungen in den Gefängnissen, denn sie können dort weder Essen noch Kleidung, Matratzen oder Decken kaufen.

12. Prostitution als einziger Ausweg

Doch die extreme Armut sorgt nicht nur dafür, dass immer wieder Minderjährige im Gefängnis landen, sie treibt auch viele junge Menschen in die Prostitution, vor allem Mädchen. In Nosy Be, einer beliebten Urlaubsinsel im Norden Madagaskars, arbeiten rund 70 Prozent der Frauen als Prostituierte. Auch wenn sie nicht zur Schule gehen, Italienisch und Französisch können viele der Mädchen hier trotzdem – um sich mit ihren Kunden zu unterhalten. In Morondava, einer Küstenstadt im Westen, ist etwa die Hälfte aller Sexarbeiterinnen jünger als 18 Jahre. Überall dort, wo Touristen auftauchen, ist das Geschäft besonders lukrativ. Oft ist es für die Mädchen und Frauen der einzige Weg, Geld zu verdienen, um nicht zu verhungern. Einige wünschen sich wohl auch, dabei einen weißen Mann kennenzulernen, der sie

heiratet. Immer wieder sind mir solche Paare während meiner Reise aufgefallen: Älterer weißer Mann und junges madagassisches Mädchen. In den meisten Hotels werden Touristen aktiv dazu aufgefordert, sich von diesen Aktivitäten fernzuhalten – überall hängen Schilder und Flyer, die aufklären sollen. Viel scheinen diese Maßnahmen allerdings nicht zu bezwecken.

“Ich lebe seit 30 Jahren hier”, sagt José von der NGO Bel Avenir, als er mich abends durch die Straßen führt. “Seitdem hat sich hier nichts verbessert. Im Gegenteil: Es ist schlimmer geworden.” Er will mir einige Mädchen vorstellen, die auf Touristen und madagassische Freier warten. “Die Mädchen stehen hier jede Nacht. Meist kommen ein oder zwei Männer vorbei“, erzählt er. Behalten dürfen sie von ihrem Verdienst meist nur einen kleinen Bruchteil. Manchmal fangen die Mädchen schon mit elf Jahren an, sich zu prostituieren. Erst in einem kleinen Dorf, etwa eine Stunde entfernt von Tuléar. Wenn sie älter sind, kommen sie in die Touristenstadt und irgendwann landen sie in Antananarivo, da sind die Gehälter am besten. So zumindest erzählt es mir eine junge Frau, die anonym bleiben möchte.

An diesem Abend begegnen wir auch der Polizei. Drei Männer sitzen gemütlich am Straßenrand und unterhalten sich mit José und mir – während wenige Meter weiter Mädchen mit ihrer Begleitung hinter Mauern verschwinden. Prostitution von Minderjährigen ist in Madagaskar illegal; so richtig scheint das die Beamten aber nicht zu interessieren. Laut NGO-Berichten sind die Regierung und die Polizei manchmal selbst Teil des Menschenhandels und der Sexarbeit, neue Maßnahmen und Gesetze zeigen deshalb kaum Wirkung. Ich erinnere mich an meinen ersten Abend in Antananarivo, als ich mit Tanja die Straßenkinder besucht habe. Damals hat sie mir erzählt, dass das jüngste Mädchen, das sie entbunden hat, erst elf Jahre alt war. Außerdem kommen teilweise schon Zehnjährige mit Geschlechtskrankheiten zu ihr. Zwar ist die HIV-Rate im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern sehr niedrig – doch kaum irgendwo auf der Welt stecken sich mehr Menschen mit anderen sexuell übertragbaren Infektionen an.

Ein großer Teil José's Arbeit besteht deshalb auch darin, den Mädchen eine Alternative zu geben, oder zumindest eine sinnvolle Beschäftigung für die kalten und dunklen Abende. In Tuléar gibt es jetzt ein Theater, in dem sie zusammen tanzen,

trommeln und auf Stelzen laufen. Die Gruppe konnte damit sogar schon international auftreten und nach Spanien reisen. "Es geht vor allem auch um das Selbstbewusstsein, das die Mädchen hier bekommen", erzählt José zum Abschied. Er hofft, mit Spendengeldern bald die nächste Reise organisieren zu können

Viele Wochen hatte ich mich nun mit der Situation von Frauen und Kindern beschäftigt und natürlich noch viel mehr erlebt und gelernt, als ich in diesem Bericht aufschreiben kann. Da war zum Beispiel das WASH-Programm der Welthungerhilfe in Tuléar, das innerhalb weniger Jahre dafür gesorgt hat, dass die Stadt heute sauber ist und Kinder – sie sind es in der Regel, die sich um den Müll kümmern – grundlegende Hygieneregeln einhalten. Statt in der ganzen Stadt verteilt, gibt es jetzt wenige Müllberge, wo Bewohner ihre Abfälle hinbringen.

Auch habe ich eine Frau kennengelernt, die sich aktiv für Frauenrechte einsetzt. Im Südwesten Madagaskars dürfen sie zum Beispiel bis heute kein Land erben. Nicht einmal, wenn der eigene Ehemann stirbt, haben sie Ansprüche. "Aber obwohl die Männer hier offiziell das Sagen haben, sind es die Frauen, die mitdenken und sich darum kümmern, das alles läuft", sagt Jeanette Raharivo. Sie findet deshalb: "Wenn eine Frau hier unabhängig sein will, geht das auch." Jeanette hilft trotzdem nach, mit Seminaren klärt sie sowohl Männer als auch Frauen auf. Und einiges ändert sich tatsächlich, sagt sie: "In der Kirche dürfen Frauen jetzt bestimmte Rollen übernehmen und es gibt auch Männer, die jetzt ein Testament schreiben, damit ihre Frauen mit dem Tod nicht auch noch ihre Existenz verlieren." Sie erzählt mir auch von der perfekten Familie – zumindest sehen das viele Leute im Südwesten so: "Verheiratete Paare wollen sieben Jungen und sieben Mädchen haben. Sieben ist die ideale Zahl hier." Umso schlimmer sei der gesellschaftliche Druck, wenn Paare keine Kinder bekommen könnten. Eine Familie ganz in der Nähe, erzählt sie, habe ihre Tochter fortgeschickt, weil sie keine Babys schenken konnte.

Zwischendurch habe ich auch auf einem Panel des Goethe-Instituts mit lokalen Journalisten über Fake News und den Stand des Journalismus in Deutschland und Madagaskar diskutiert, eine Organisation getroffen, die in Schulen zum Thema Geschlechtskrankheiten und Prostitution aufklärt und miterlebt, wie sich Madagaskar das erste Mal in seiner Geschichte für den Afrika Cup qualifiziert und sogar das

Viertelfinale erreicht hat – eine einzigartige Erfahrung für das Land, aus dem meist nur über Probleme in den Medien berichtet wird. Alleine darüber, wie dieser Erfolg die Gesellschaft verändert hat und selbst Mädchen in den abgelegensten Regionen dazu bringt, mit selbstgebastelten Bällen Fußball zu spielen, ließe sich eine eigene Recherchereise unternehmen.

13. Unendliche Fahrten

Um zu meinem nächsten Ziel zu kommen, habe ich über 30 Stunden gebraucht – dabei liegen zwischen Tuléar und Morondava nur etwa 300 Kilometer. Eigentlich gehören die Wege dazwischen nicht unbedingt zu meinem Recherchethema, die folgende Geschichte möchte ich trotzdem aufschreiben. Zum einen, weil es jeden treffen kann, der nach Madagaskar reist und zum anderen, weil es ein weiterer Ausdruck der Korruption ist, die das Land beherrscht.

Um Kosten zu sparen und das Land so echt wie möglich zu entdecken, bin ich mit einem Minibus gefahren. Die Landschaft ist wunderschön: hohe Berge, grüne Wälder und Wiesen, weite Sicht und spektakuläre Sonnenuntergänge. Normalerweise fährt man etwa einmal pro Stunde durch ein kleines Dorf, zwischendurch sieht man bloß vereinzelt Menschen auf der Straße: Sie hüten Tiere, holen Wasser oder fahren mit dem Rad. Auch auf dieser Strecke war das so, bis sich vor uns plötzlich eine Menschenansammlung aufgetan hat. Etwa 100 Dorfbewohner standen um einen ziemlich demolierten Unfallwagen und gaben sich große Mühe, diesen noch weiter zu zerstören. Mein erster Instinkt: Hier sind zwei Fahrzeuge zusammengeprallt (davor hatte ich all die Stunden zuvor schon ziemlich große Angst) – doch der zweite Wagen fehlte.

Wenige hundert Meter weiter hatten wir selbst eine Panne, die Bremsen haben komplett versagt. Unser Busfahrer wollte weiterfahren, doch mit viel Überzeugungskraft (und lauten Worten) konnten wir ihn überzeugen, endlich anzuhalten. Zum Glück hielten wir wenige Kilometer vor dem nächsten Dorf, sodass andere Autos Werkzeug für uns besorgen konnten. Dadurch haben wir mitbekommen, was an der Unfallstelle zuvor passiert war: Ein Fahrer, der mit

mehreren Touristen unterwegs war, habe einen Motorradfahrer bei einem Zusammenstoß getötet. Schrecklich genug, dachte ich mir. Aber die nächste Info konnte ich erst kaum glauben: Der Fahrer und die Touristen mussten das Auto so schnell wie möglich verlassen und in die Berge fliehen. Die Dorfbewohner kamen nicht, um zu helfen, sie verfolgten die Gruppe mit Macheten, um sie umzubringen. Schließlich hatten die Touristen vorher einen von ihnen getötet.

Erst als ich mich im Nachhinein mit anderen Leuten darüber unterhalten habe, konnte ich glauben, dass die Geschichte so tatsächlich wahr ist. Sowohl Einheimische als auch schon lange in Madagaskar lebende Auswanderer haben bestätigt, dass Selbstjustiz durchaus regelmäßig vorkommt. Vertrauen in die Justiz scheint hier kaum jemand zu haben, denn in der Regel, so wurde es mir zumindest erzählt, werden Fahrer in solchen Fällen nach wenigen Stunden wieder freigelassen – gegen Geld, natürlich.

14. Morondava: Eine Stadt vor dem Untergang

Nur wenige Länder sind stärker vom Klimawandel betroffen als Madagaskar. Erst letztes Jahr ließ das Klimaphänomen El Niño wichtige Mais- und Reisfelder der großen Insel vertrocknen. Mehr als 70.000 Menschen mussten ihre Heimat aufgrund von Tropenstürmen verlassen. Wie schlimm die Hungersnot auf der Insel ist, zeigt der Welthunger-Index. Er bewertet die Lage in einzelnen Staaten auf Basis von vier Indikatoren: Anteil der unterernährten Bevölkerung, Auszehrung, Sterblichkeitsrate bei Kindern unter fünf Jahren und Wachstumsverzögerung. In der Zentralafrikanischen Republik ist die Lage "gravierend", in vier Ländern ist sie "sehr ernst" – darunter auch Madagaskar. Die UN schätzt, dass im Süden des Landes 1,3 Millionen Menschen von Hunger bedroht sind.

Zuletzt möchte ich mich also einem ganz anderen Thema widmen und das, obwohl in Madagaskar viele Menschen die Wichtigkeit der Umwelt und des Klimawandels in Frage stellen. Ich reise nach Morondava, eine Küstenstadt im Westen des Landes, die kurz vor ihrem Untergang steht. Über sieben Kilometer der Küste sind hier schon verschwunden. Zwar ist das innerhalb der letzten 100 Jahre passiert, doch seit 2014

geht es immer schneller. Allein im Januar dieses Jahres sind in Morondava 50 Meter Strand verschwunden, zwei große Straßen, die 2010 noch durch die Stadt geführt haben, sind weg, genauso wie unendlich viele Häuser, Hotels und Restaurants. Auch Krankenhäuser und Leuchttürme hat das Meer schon verschluckt. In den nächsten Tagen möchte ich herausfinden, wieso das so ist und welchen Einfluss der Klimawandel hat, was die Menschen dagegen unternehmen und ob es die Stadt in Zukunft überhaupt noch geben wird. Das Zentrum und einige weitere Stadtteile liegen schon jetzt unterhalb des Meereshöchstniveaus.

Schon bei meiner Ankunft fallen mir die kaputten Gebäude auf. Natürlich hatte ich schon im Vorfeld über das Thema recherchiert – dass man es aber so deutlich sehen würde, war mir nicht klar. Chayoune Badouraly leitet das Coco Beach Hotel. Wie die meisten hier liegt es direkt an der Küste. Doch viel ist nicht davon übrig: Die Bungalows sind zerstört, das Strandrestaurant gibt es nicht mehr und auch die Rezeption hat das Meer verschluckt. Es hat das Haus in zwei geteilt; von der linken Hälfte ist nichts mehr zu sehen. Das ist schlecht fürs Geschäft. "Ich habe Angst vor dem, was passieren wird", sagt er. "Das Hotel ist unser Haupteinkommen." Früher hatte das Hotel sehr gute Bewertungen im Internet, heute werden Besucher durch die Beschreibung anderer eher abgeschreckt: "Big waves and wind destroyed part of the hotel", schreibt eine Besucherin aus der Ukraine. "We thought we were getting a bungalow. However, a cyclone in February destroyed their bungalows and restaurant and 4 of their 12 hotel rooms. But they gave us a room on the second floor and it was fine. No hot water, though. I guess the cyclone took out the water heater", schreibt ein anderer. Viele weitere Bewertungen beschreiben den Zustand des Hotels: "The place is falling apart." "My room flooded with seawater a little bit on the ground floor."

"Wir arbeiten mit dem was übrigbleibt", sagt der junge Besitzer. "Wir müssen improvisieren. Aber wir investieren hier gar nicht mehr. Ich glaube nicht, dass mein Hotel überlebt. Nicht einmal bis zum Ende des Jahres."

In den 50er Jahren stand die Stadt zum ersten Mal vor der Frage: Retten oder untergehen lassen? Damals haben die Franzosen riesige Schutzvorrichtungen gebaut, die weit ins Meer ragen. Doch die können dem Wasser nicht mehr standhalten. Auch hat die Intensität, mit der das Meer die Stadt auffrisst, in den

letzten Jahren zugenommen. Viele Menschen hier sprechen vom Klimawandel. Doch wie viel die Erderwärmung tatsächlich mit dem Phänomen zu tun hat, ist nicht klar. Fakt ist aber: Die Zahl der Zyklone hat nicht zugenommen. Doch der Meeresspiegel steigt – bis zum Ende des Jahrhunderts womöglich bis zu einem Meter. Aber schon wesentlich kleinere Veränderungen könnten für Morondava eine Katastrophe bedeuten. Schon jetzt liegt der Unterschied bei Flut und Ebbe bei fast vier Metern. Beim nächsten Sturm könnten weitere Hotels verschwinden. “Diese Stadt bedeutet sehr viel für mich”, sagt Chayoune, der Besitzer vom Coco Beach. “Sie hat einen riesigen emotionalen Wert. Wir sind hier aufgewachsen. Und wenn das hier verschwindet, das wäre schrecklich für uns. Deshalb hoffen wir, dass es bald ein Projekt gibt, dass die Stadt retten kann.” Doch mittlerweile bezweifelt der junge Madagasse, dass die Stadt wirklich noch zu retten sei: “Wenn ein Sturm kommt, steht schon jetzt die ganze Stadt unter Wasser. Vielleicht schaffen wir es, den Untergang hinauszuzögern. Aber wir werden das Meer nicht aufhalten können”, sagt er. Vor einigen Wochen hat Chayoune Badouraly die Leitung des Hotels abgegeben.

Die Zukunft Morondavas liegt in den Händen eines kleinen Teams vom Projekt PALM. An der Spitze: ein junger Franzose, Théo Grondin. 2017 hat er seinen Master in Urbanismus in Frankreich abgeschlossen, seitdem arbeitet er in Madagaskar. Gemeinsam mit seinem Team sucht er nach Lösungen, um die Stadt zu retten. “Wenn jetzt nichts passiert, werden wir einen großen Teil der Küste in den nächsten Jahren verlieren. Und damit den wichtigsten ökonomischen Motor der Stadt”, erklärt Théo. Doch noch immer steckt das Projekt in der ersten Phase: Recherche, Daten sammeln, die Situation analysieren. Das Budget, zu einem großen Teil finanziert von der europäischen Nachbarinsel La Réunion, 900.000 Euro. “Das ist viel zu wenig”, sagt Gion Cabazar. Er ist vor 30 Jahren nach Morondava ausgewandert und beobachtet schon lange die Veränderungen an der Küste. “Um die Stadt zu retten brauchen wir zwischen 15 und 20 Millionen Euro”, schätzt er. Der Schweizer berät das Projekt und hat viele Studien zu diesem Thema gelesen. Zu einem großen Teil läge das Problem an einem Fluss, der nicht genug Sand an die Küste spült und regelmäßig für Überschwemmungen sorgt.

Ein weiteres Problem sind Mangrovenwälder; denn fast überall entlang der Küste haben die Bewohner große Teile abgeholzt, um beispielsweise Holzkohle daraus zu

gewinnen oder Schiffe zu bauen. Doch langsam erkennt die Bevölkerung, wie wichtig die Bäume für sie sind – zum Beispiel, weil sie vielen Tieren, wie Fisch- und Krebsarten, einen unverzichtbaren Lebensraum geben und somit als wichtige Nahrungsquelle für die umliegenden Küstendörfer dienen. Fast noch wichtiger in Morondava: ihre Bedeutung für den Küstenschutz. Die Wurzeln der kleinen Bäume graben sich weit in den Schlamm und halten somit den Boden fest. Außerdem schützen sie vor starkem Wind und sind eine natürliche Barriere gegen das Wasser. Aber auch für den Kampf gegen den Klimawandel sind Mangrovenwälder essentiell. Sie sind ein wichtiger Speicher für Kohlenstoff- und somit Treibhausgase. Doch wenn die Bäume abgeholzt werden, verwandeln sich Mangroven in eine CO₂-Quelle. Der SWR schreibt: "Zwar sind die vernichteten Flächen im Vergleich zu den gerodeten Arealen klassischer Regenwälder sehr klein. Allerdings setzen die Mangroven dabei überproportional viel Treibhausgas frei, was amerikanische Forscher 2011 erstmals bei Untersuchungen in Indonesien und Bangladesch herausfanden. Demnach sind allein die zerstörten Mangrovenwälder für zehn Prozent des Kohlendioxids verantwortlich, das aus allen weltweit gerodeten Tropenwäldern in die Atmosphäre gelangt. Aus dem Klimaretter wird so quasi ein Klimakiller." Am Weltmangroventag hat die Stadt deshalb gemeinsam mit dem Militär und der Bevölkerung eine Aufforstungsaktion gestartet. Einen Tag lang bepflanzen hunderte Bewohner gemeinsam kahle und ausgetrocknete Flächen mit Mangroven. Doch es wird noch viele Jahre dauern, bis der Schaden repariert ist.

Aber nicht nur die Rodung der Mangroven ist ein großes Problem in Madagaskar, überall auf der Insel brennen Wälder. Diese Gefahr hat auch Papst Franziskus bei seinem Besuch im September angesprochen: "Die "exzessive Abholzung der Wälder zugunsten einiger Weniger" gefährde die Zukunft des Landes", schreibt die Deutsche Welle. Ich möchte mir selbst ein Bild von den Auswirkungen der Buschfeuer machen und fahre mehrere Stunden weit raus aus der Stadt, nach Marofandilia. Hier treffe ich Antoine Marivelo, er ist der Älteste im Dorf und fährt seit 2012 täglich raus in den Busch, um zu überprüfen, ob es neue Feuer gibt, wie sich andere Brände entwickelt haben und was bleibt, nachdem die Flammen erloschen sind. An genau so eine Stelle fahren wir: Vor drei Wochen hat es hier noch gebrannt, nur wenige Baobab-Bäume haben überlebt. Sie stehen alleine auf der riesigen, verbrannten Fläche. Der Boden ist staubig und voller Asche.

Vorsichtig läuft Marivelo über das Feld, so als würde er aufpassen, mit seinen Schritten nicht noch mehr zu zerstören. Mit seinem Tablet dokumentiert er genau, wie sich die Natur verändert hat. Doch viel zu sehen gibt es nicht: Wo normalerweise bunte Schmetterlinge fliegen, tausende Termiten Hügel bauen und riesige Spinnen nach Nahrung suchen, fühlt es sich an als wären wir die einzigen, die hier noch lebendig sind. Marivelo zeigt auf ein Schneckenhaus. Es ist größer als jede Schnecke oder Muschel, die ich jemals gesehen habe. "Das sind nur Baby-Schnecken", erzählt er. "Eigentlich werden sie so groß wie Kokosnüsse." Doch diese hier nicht. Nur noch das weiße Haus ist übrig. Auch die Schnecken hat das Feuer verbrannt.

Aber was hat das mit Morondava zu tun? Buschfeuer zerstören nicht nur Bäume und nehmen bedrohten Tier- und Pflanzenarten ihre Lebensgrundlage – sie ruinieren auch den Boden. Dieser kann so kaum mehr Wasser aufnehmen und es kommt schneller zu Überschwemmungen. Auch erzählen mir die Leute in der Region, dass es weniger regnet, seit so viele Wälder verschwunden sind. Die Flüsse trocknen aus – es gibt kaum noch Wasser, das den wichtigen Sand zur Küste transportieren kann. Welcher Zusammenhang aber tatsächlich zwischen den Buschfeuern und dem Verlust der Stadt besteht, ist nicht abschließend geklärt. Klar ist aber, dass es so oder so katastrophale Folgen für die Umwelt und die Zukunft des Landes haben wird.

15. Madagaskar: Ein Land das leise stirbt?

Sechs Wochen Madagaskar sind vorbei und noch immer fällt es mir schwer, die richtigen Worte für das zu finden, was ich dort erlebt und gelernt habe. Wie dieser Bericht zeigt, ist es ein Land, in dem die Probleme größer kaum sein könnten: Armut, Korruption, Klimawandel, um nur wenige zu nennen. Doch gleichzeitig bin ich noch immer beeindruckt davon, wie glücklich und vor allem hilfsbereit viele Menschen sind, obwohl viele nicht einmal ein Dach über dem Kopf haben. Doch das, was sie haben, nämlich Freundschaften, Familie und Religion bedeuten so ziemlich alles für sie. Diesen unglaublichen Zusammenhalt selbst für kurze Zeit erleben zu dürfen, ist einzigartig. Ich bin unendlich dankbar für die vielen tollen Menschen, die ich auf

meiner Reise kennenlernen durfte, die mich zu jeder Zeit unterstützt und sich um mich gesorgt haben, als ich alleine weitergereist bin.

Bevor ich aufgebrochen bin, habe ich mit einigen Kommilitonen aus Madagaskar telefoniert. Einer von ihnen sagte mir, seine Heimat sei ein Land, das leise stirbt. Nach sechs Wochen kann ich sagen: ja, wahrscheinlich hat er recht. Aber ich spüre auch die Hoffnung, weil ich gesehen habe, wie viele starke Menschen sich nicht unterkriegen lassen, selbstlos sind, sich für das einsetzen, was wirklich zählt und jeden Tag für eine bessere Zukunft kämpfen. Diese Erfahrung lässt mich auf ein Land blicken, in dem unglaublich viele kluge und vor allem liebevolle Menschen leben, die das Potential haben, endlich die Richtung zu ändern. Ich hoffe, mit meinen Geschichten wenigstens einen kleinen Teil dazu beizutragen.